

dtv

Angelika Schrobsdorff
Die kurze Stunde
zwischen Tag und Nacht
Roman



dtv
DIGITAL

Ich schaue ihn stumm an, und er versteht, nickt mir ernst zu und geht.

»Ja, schade«, denke ich, »schade um einen so schönen Abend, ein so verführerisches Licht, eine so große Liebe.«

Ich trinke einen Schluck Tee. Er ist süß und heiß und treibt mir die Tränen in die Augen. Vielleicht sind es aber auch die Gedanken, die einmal losgelassen, nicht mehr aufzuhalten sind: »Serge, mein Gott, Serge, ich weiß nicht, ob wir es noch schaffen werden. Du sagst, jetzt sind wir fast am Ziel. Ziel, was ist das? Schlußstrich? Ende? ›... Erreicht' sein Ziel mit Müh und Not und war am nächsten Tage tot ...«, so kommt mir das vor. Es war zuviel, weißt du, einfach zuviel. Ich habe keine Kraft mehr, nur noch Angst.«

Damals, als noch kein Ziel in Sicht war, hatte ich die Kraft. Hier, von diesem kleinen Café aus, hatte ich ihm in dem Gefühl, nichts und niemand mehr zu fürchten, geschrieben: »Du bist das einzige, was für mich zählt, Du bist meine Heimat, und das Bett in dem ich mit Dir schlafe, ist mein Zuhause. Mehr brauche ich nicht.« Das war kurz nach dem Bruch mit Deutschland gewesen. Wäre mir der Bruch auch ohne Serge gelungen, ohne diese Liebe, deren Schutzpatron der »große jüdische Gott« persönlich zu sein schien? Mag sein, daß es mir gelungen wäre, irgendwann, aber gewiß nicht so schnell, so kompromißlos, so überzeugt, den einzig wahren Weg zu gehen, egal wohin er führte. Jeder Schritt, mit dem ich mich von meinem früheren Leben entfernte, war ein richtiger Schritt, auch wenn er mich nicht weiter brachte als bis zum nächsten Augenblick. Denn selbst der nächste Augenblick schien mir kostbarer als die gesamten zwanzig Jahre, die ich hinter mir gelassen hatte. Nein, ich habe nie nach dem Ziel oder Ende des Weges gefragt, habe es gar nicht kennen wollen. Jede große Leidenschaft ist zu einem Ende verdammt, und jedes Ende ist grausam: ob es zu früh und damit unerwünscht kommt oder planmäßig als sogenanntes »happy end« oder im Anschluß an das »happy end« und damit zu spät.

Ich habe ein Leben lang in Leidenschaften oder, wenn es die nicht gab, in Apathie gelebt. Immer auf Abbruch, zwischen Tür und Angel, zwischen kommenden und gehenden Menschen, zwischen Ungewißheit und Ruhelosigkeit. Es gab keine Beständigkeit, keine Zukunft, keine Stabilisierung von Beziehungen und Gefühlen. Jeder Anfang trug bereits den Keim des Endes in sich. So hatte ich es unfreiwillig in meiner Kindheit gelernt, dabei habe ich es später freiwillig belassen. Mit Serge, als ich ihm damals begegnete, gab es zwangsläufig nur einen Anfang, denn das, was man den »gemeinsamen Weg« nennt, gingen wir bereits mit anderen Partnern. Was uns blieb, war eine kurze, atemlose Affäre, ohne Komplikationen, ohne seelisches Engagement, ohne dramatische Folgen. Wir glaubten Übung genug zu haben, sie kontrollieren zu können. Doch bereits am Ende der ersten Woche merkten wir, daß wir die Kontrolle verloren hatten und das Opfer einer hemmungslosen Leidenschaft geworden waren. »Entweder«,

sagte ich mir, »ist es der Fingerzeig Gottes oder ein Strohfeuer. Man muß Ruhe bewahren und abwarten.« Am Ende der dritten Woche, zwei Tage bevor er zu seiner Frau nach Paris und ich zu meinem Mann nach München flog, fuhren wir durch die judäische Wüste zu dem verlassenen mohammedanischen Kloster Nebi Musa. Nie werde ich die Schönheit dieses Tages vergessen, die Nähe des Himmels, die wogenden Formen der kahlen Berge, das Singen des Windes im Innenhof des Klosters. Hier war Ewigkeit, Sinn, Anfang und Ende. Und ich hatte gedacht: »Vielleicht war unsere Begegnung wirklich ein Fingerzeig Gottes, denn alles ist in ihr enthalten. Aber haben wir auch die Größe, alles aus ihr zu machen? Oder wird es die übliche Geschichte mit einem schmerzhaften oder banalen Ende? Nein, lieber daran zugrunde gehen, aber nicht das!«

»Das beste wäre«, hatte ich damals zu Serge gesagt, »wir würden gemeinsam in der judäischen Wüste Selbstmord begehen. Ich halte das für das einzige uns angemessene Ende.«

»Sag mir wann«, hatte er erwidert, »und ich bin bereit.«

»Ich meine es.«

»Ich auch, mon amour.«

Wir hatten oft darüber gesprochen, und ich bin nie dahintergekommen, weder bei ihm noch bei mir, bis zu welchem Grad wir es wirklich ernst gemeint haben. Auf jeden Fall hatten wir alles genau geplant: den Ort, die Stunde, sogar die Anzahl der Tabletten. Nur das mit den großen, schwarzen Vögeln hatten wir noch nicht geklärt. Serge meinte, eine Decke würde nicht genügen, sie von unseren Leichen abzuhalten, und mein Einwand, es wäre doch ganz egal, von wem wir gefressen würden, überzeugte ihn nicht. Er hatte vor allem Angst um seine Augen.

Wir sind in diesem Punkt nie zu einer Übereinstimmung gekommen, denn mit zunehmender Hoffnung trat der Selbstmord in der judäischen Wüste immer mehr in den Hintergrund. Wir waren prosaisch geworden und wollten lieber miteinander leben als sterben. »Schade«, denke ich.

Erschöpfte, schwitzende Touristen und jüdische Hausfrauen mit prall gefüllten Einkaufstaschen, verwilderte Hippies mit nackter Brust und mild lächelnde Nonnen, israelische Soldaten mit Maschinenpistole und prächtig aufgemachte Popen, Araber unter leuchtend weißer Kefieh⁴ und bleiche Chassidim mit hüpfenden Paies⁵, Horden schmutziger Kinder und schwarz verschleierte Araberinnen – all das eilt und schlendert, stößt und drängt sich durch die schmalen Gassen des Bazars. Vor den Läden, die geschmacklosen Schmuck, gräßliche Kitschandenken, bunte Teppiche, Schafpelze und für Touristen zurechtgeschneiderte Kleidungsstücke arabischen Kolorits anbieten, stehen junge, aufdringliche Burschen, die nach immer neuen Opfern Ausschau halten.

»Good evening, Lady!« rufen sie, unverschämt und unterwürfig zugleich. »Come in, please, hi, Lady, see what I have ... hallo, Mister, how are you, Sir, have a look at my shop ...«

»Shalom, Miss ...« – das gilt jetzt mir –, »wait a minute, I show you something ...«

Ein junger, magerer Mann springt mir in den Weg und schwenkt einen grellfarbigen Wandteppich aus Nylonfaser vor meinen Augen hin und her. Ich starre einen Moment lang gereizt auf ein verschneites Bergidyll und stoße es dann mit der Schulter beiseite. Zur Strafe werde ich gleich darauf von einer fetten Araberfrau angerempelt, die mit unwahrscheinlicher Grazie einen Korb voll bunter Früchte auf dem Kopf balanciert.

Ihr folgt ein Junge, der unter Rutenhieben zwei schwarze, an den Hörnern zusammengebundene Ziegen vor sich hertreibt. Während ich mich mitleidig nach den armen Tieren umdrehe, spüre ich, wie sich etwas Hartes in meine Seite bohrt. Erschrocken schaue ich hin, aber zum Glück ist es nur der Griff einer Maschinenpistole.

»Verzeihung«, sagt der junge, sommersprossige Soldat.

»Macht gar nichts«, sage ich und weiche gerade noch einem blonden Geschöpf aus, das in hautengen Shorts, ein großes Kreuz zwischen den Brüsten, unbekümmert einhergewippt kommt. Zwei ältere Araber, die auf der Schwelle eines Ladens sitzen, schauen ihr wie einer entschwindenden Fata Morgana düster nach. Ein Chassid, der mit nach innen gekehrtem Blick und vorgebeugtem Oberkörper gegen einen imaginären Sturm anzukämpfen scheint, hastet an ihr vorüber. Jetzt versuche ich so zu gehen wie der Chassid, mit eiligen, zielstrebigem Schritten, nichts sehend, nichts hörend und in Gedanken den vierten Bußpsalm deklamierend: »Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen beständigen Geist ...«

Aber natürlich gelingt mir das nicht, und so trete ich an einen Stand, um mir Zigaretten zu kaufen und eine Limonade zu trinken. Ein Radio, auf volle Lautstärke gestellt, spielt arabische Musik. Ein Junge sitzt auf einem Hocker und bohrt in der Nase. Als er den Finger aus dem Nasenloch zieht, um mich zu bedienen, ist mir der Durst vergangen. An der Ecke, an der ein Fleischer mit einer Auswahl blutiger Schafköpfe, fettgepolsterter Hammelhintern und blasser Hoden aufwartet, biege ich links ab und bereite mich auf einen neuen Schock, den der Hühnerschlächtere, vor. Sie ist nur ein paar Meter entfernt, und zu meinem Entsetzen höre ich bereits das verzweifelte Gegacker. Den Kopf gesenkt, die Hände über den Ohren, beginne ich zu rennen und lande mitten in einer christlichen Touristengruppe. Feuchte, kleinnasige, blaßäugige Gesichter schauen mich verblüfft an, und ich versuche mich mit einem »sorry« aus dem Knäuel zu befreien. Inzwischen schreit ein Huhn, schreit in langgezogenen, gequälten Tönen wie ein Mensch in Todesangst. Und als es mir endlich gelungen ist, die christliche Herde zu durchbrechen, stehe ich dem Huhn direkt gegenüber. Es liegt mit zerzaustem

Gefieder, zusammengebundenen Beinen und weit aufgerissenem Schnabel in einer Waagschale, während seine in enge Käfige gesperrte Leidensgenossen stumm und entsetzt zu ihm hinüberspähen.

»Hühner sind dumm und häßlich, und ich habe überhaupt keine Beziehung zu ihnen«, sage ich mir, aber es hilft nichts. Ich kneife einen Moment lang die Augen zusammen und stelle mir die Käfige voller Touristen vor. Die Vorstellung ist überaus erfreulich, aber helfen tut sie auch nicht. Während ich weitergehe, die letzte Zigarette aus einem Päckchen ziehe und sie anzünde, verfolgt mich das schreiende Huhn.

Ich bin zweifellos in keiner guten Verfassung, und die Altstadt ist heute nicht dazu angetan, meine Stimmung zu heben. Der Rummel geht mir mehr denn je auf die Nerven. Das Ursprüngliche scheint mir verloren.

Ich war unter den ersten, die sich in die Altstadt stürzten, als ihre Tore etwa zwei Wochen nach dem Sechs-Tage-Krieg geöffnet wurden. Eingekeilt in Hunderte von Menschen, die über der Freude, sie zum erstenmal oder endlich wieder zu sehen, jede Gefahr vergaßen, wurde ich durch die Gassen geschleust. Viel sah ich nicht in dem höllischen Gedränge, aber das, was ich sah – die alten, miteinander verwachsenen Häuserfronten, eine mittelalterliche Pitabäckerei, ein schön geschwungener Torbogen –, erfüllte mich mit unbeschreiblichem Entzücken. In Ost-Jerusalem, der ersten orientalischen Stadt, die ich sah, entdeckte ich eine Märchenwelt, fremd- und eigenartig wie die dunklen, in Tücher gehüllten Gesichter der Araber, die stumm und ausdruckslos über den Strom fröhlicher Juden hinwegblickten.

Von da an war ich täglich in der Altstadt, wanderte über den schicksalhaften Platz, auf dem einst der prunkvolle salomonische Tempel stand, und umkreiste bewundernd den mächtigen Bau des Felsendoms, der heute an seiner Stelle steht. Ich stieg hinunter zur Klagemauer und verfolgte aufmerksam, mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Befremdung, jede Bewegung der Betenden; trieb mich in einem Labyrinth malerischer Gassen herum, verirrte mich in Viertel, die kein Tourist, kein Israeli je betreten hatte, wagte mich bis in die dunklen, vermoderten Eingänge hinein, die manchmal überraschend in einen hübschen, schattigen Patio führten. Ich ging in die Gassen der Schuster, Schneider, Ledergerber, stand vor ihren kleinen, primitiven Werkstätten und sah ihnen bei der Arbeit zu; schlich mich nahe an die höhlenartigen, blau-grün gestrichenen Cafés heran, in denen auf niedrigen Hockern Männer saßen, Scheschbesch spielten, Wasserpfeife rauchten oder auch nur die Steine einer Kette in pausenlosem, langsamem Rhythmus durch die Finger gleiten ließen; beobachtete die Barbieri beim Rasieren ihrer Kunden und junge Männer beim Zubereiten von Schaschlik und Falaffel. Ich freute mich an den aromatischen Gerüchen scharfer Gewürze, frisch gerösteten Kaffees, heißen Brotes und siedenden Öls. Ich lauschte den monotonen Melodien

arabischer Musik, die mich durch alle Gassen begleitete und meine Gedanken einschläferte.

Auch in den folgenden zwei Jahren blieb die Altstadt das bevorzugte Ziel meiner Ausflüge. Kaum in Jerusalem, machte ich mich auf den Weg zu einem der sieben Tore, allein, was mir das liebste war, manchmal begleitet von meinem nüchternen Sohn, dem der Andrang von Farben, Geräuschen und Gerüchen auf die Nerven ging, manchmal gesteuert von Udo, dessen überschwengliche Begeisterung und unbezähmbare Neugierde mich erschöpften.

Dann, als die Altstadt immer mehr zum Tummelplatz von Touristen, einkaufswütigen Israelis und geschäftstüchtigen Arabern geworden war und der Mythos des Orients eine gewisse Fadenscheinigkeit erlangt hatte, begannen meine Entdeckungsreisen seltener zu werden. Und als ich schließlich ganz nach Jerusalem übersiedelte und mein Interesse allein dem Judentum galt, beschränkten sich meine Besuche auf das Café am Jaffator und einen anschließenden Spaziergang, der mich durch das armenische Viertel führte, an der Stadtmauer entlang zur Klagemauer und auf direktem Weg durch die Altstadt zurück.

Ich liebte diesen Gang, liebe ihn heute noch. Er langweilt mich nie und tröstet mich immer. Wenn ich die Stelle erreicht habe, an der sich mir der Blick auf das in Hügel gebettete Kidrontal und den mit Gräbern bedeckten Ölberg öffnet, lichtet sich die schwärzeste meiner Depressionen, und ein paar Augenblicke wärmt mich ein Gefühl unbestimmbaren Glücks.

Es war ein Fehler, daß ich meinen Spaziergang heute in umgekehrter Richtung begonnen habe, aber jetzt ist es zu spät umzudrehen. Der Schweiß läuft mir in Rinnsalen an Schläfen, Hals und Rippen hinab. Ich bin müde, durstig und verstimmt. Ein kleiner Junge mit rotverschmierter Nase und kurzgeschorenem Haar trabt schon seit geraumer Zeit neben mir her und sagt in regelmäßigen Abständen und immer dringlicherem Ton: »You want see wailing wall ... wailing wall to right!«

»Laß mich endlich in Ruhe!« fahre ich ihn an.

»Wailing wall to right«, sagt er und streckt die Hand nach einem Trinkgeld aus.

»Go to hell!«

»Shalom, Lady, shalom ... wailing wall to right.«

Jetzt tue ich, was ich von Anfang an hätte tun sollen: Mit zielstrebigem chassidischen Schritten und in die Ferne gerichtetem Blick biege ich in eine schmale, abschüssige Seitenstraße ein, laufe sie hinunter, schwenke um die nächste Ecke und habe gleich darauf den Kontrollpunkt erreicht. Zwei Männer vom Zivilschutz sitzen an einem Tisch, hören Radio und trinken Cola. Ich halte dem einen von ihnen meine geöffnete Tasche hin, ernte den müden Blick hinein und gehe weiter die Treppe hinab.

Der Platz vor der Klagemauer ist mit den Jahren immer größer und steriler geworden.